

Das Unbewusste und der Wald

Dem Naturentzücken und der Ursprungsschwärmerei angesichts des Waldes hält die Wissenschaft gerne entgegen, dass der Wald in Europa genau so Kulturlandschaft sei wie Felder oder Fischteiche. Aber dennoch ist es etwas Eigentümliches mit dem Wald. Er ist anders, und das liegt an den Bäumen.

Weil sie in der Regel länger leben und größer werden als der Mensch, flößen sie uns Achtung und Ehrfurcht ein, gemischt mit Angst, denn der unbewaffnete Mensch kann einem Baum nichts anhaben, der Baum aber auch den Bewaffneten erschlagen, vor allem, wenn ihm die Elemente -Sturm oder Schnee – zu Hilfe kommen. Wenn nach einem Unwetter über Todesfälle berichtet wird, sind die Täter fast immer Bäume. Wenn ich bei starkem Wind unter Bäumen gehe, muss ich oft an den Dichter Odön von Horvath denken, der im besten Alter in Paris von einem Ast erschlagen wurde.

Auf der anderen Seite sind Bäume unendlich nützlich und hilfreich -Sauerstoffspender, Lärmschlucker, Wasserspeicher, nachwachsender Rohstoff. Die Energie, mit der wir unsere Wohnungen vor Kälte schützen und autofahren, kommt von den Bäumen längst untergegangener Wälder. Wir zehren von den Bäumen, sie sind unsere Eltern oder doch Grosseltern.

Die naive Baumkindschaft ging dem Menschen verloren, als er anfang, Pflanzen und Tiere zu züchten. Indem er sie nach seinen Vorstellungen vermehrte, gewann er eine bisher nie dagewesene Macht über seine Umwelt. In den Paradiesmythen ist mit diesem Schritt der Gedanke vom Sündenfall verknüpft. Auch darin spielt ein Baum die zentrale Rolle. Die Menschen im paradiesischen Zustand (im goldenen Zeitalter des griechischen Mythos) pflückten Obst und aßen es, sie ernteten, was der Wald ihnen spendete, Nüsse, Feigen und Granatäpfel.

Die Jäger und Sammler in den Tropen, die es ihnen weitgehend nachtun, arbeiten in der Regel zwei Stunden am Tag, um ihren Nahrungsbedarf zu decken. Sie sind in einem besseren Ernährungszustand als ihre agrarischen Rivalen, solange diese ihnen ihre Jagd- und Sammelgründe lassen. Das haben Studien ergeben, die auf dem inzwischen schon legendären Symposium „Man the Hunter“, in den sechziger Jahren in Chicago vorgetragen wurden. Für den Jäger ist der Wald Ort der Beute, Garten seiner Wünsche; über ihm streuen die Bäume ihre Fruchtbarkeit aus, und wenn von tausend Eicheln nur eine keimt, von tausend gekeimten Eichen nur eine selbst Frucht tragen wird, dann ist das eben das Gesetz und die Ordnung des Waldes, hart, aber gerecht, eine vorzügliche Übung für den Lebenskampf und gar kein Grund sich aufzuregen. Man muss sich demgegenüber nur der Zorn des Ackerbauern vorstellen, wenn von tausend Getreidekörnern, die er gesät hat, nur eines Frucht trägt, weil die anderen von Wildschweinen aus der Erde gewühlt und gefressen wurden.

Ich habe viele Jahre immer wieder in einem Haus in der Toskana gelebt, das anfangs von Feldern umgeben war und einen weiten Blick in die Ferne hatte. Die Felder bedeckten sich mit Gestrüpp, dann mit Wald, es wurde dunkler, es kamen Pflanzen – wie der Holunder – die es

bisher nicht gegeben hatte, während die Obstbäume und Oliven starben. Der Wald eroberte zurück, was er verloren hatte.

Wer solche Erfahrungen macht, ahnt etwas von der Bedrohung, die vom Wald ausgeht. In Mitteleuropa setzt er sich, von wenigen Ausnahmen (wie dem Hochgebirge oder den Sanddünen an der Küste) abgesehen, überall durch, wo der Mensch nicht gegen ihn wirkt. Er ist die natürliche Vegetation unserer Klimazone. Wenn ich ein Grundstück einzäune und nach zwanzig Jahren wiederkomme, steht dort ein Mischwald. Wer in deutschen Vorgärten sieht, wie Blaufichte, Latsche und Wacholder ein Haus bedrängen und verfinstern, kann die instinktive Reaktion der Besitzer auf die Ungeborgenheit des Landstreifens rekonstruieren, als sie in ihr Häuschen zogen. Sie pflanzten in dieser Not möglichst viele schützende Koniferen. Die Blaufichte, dieses niedliche Weihnachtsbäumchen, bedroht inzwischen das Dach.

Hier wiederholt sich im Kleinen, in umgekehrter Reihenfolge das Wechselspiel zwischen Rodung und Forstung. Sobald der Mensch die Unschuld der altsteinzeitlichen Kultur verloren hatte und begann, zu züchten, zu säen und zu ernten, störte ihn der Wald – er bot dem Vieh zu wenig Futter und dem Getreide zuviel Schatten. Also wurde gerodet und gereutet. Wo die Mittel fehlten, Bäume zu fällen, entrindete man sie nur und pflanzte das erste Jahr in den lichten Schatten der laublosen Riesen. Wenn die Stämme getrocknet waren, legte man Feuer an sie.

Astronauten haben berichtet, dass sie aus ihrer im All kreisenden Station nur zwei von Menschen gemachte Erscheinungen mit bloßem Auge wahrnehmen konnten: die chinesische Mauer und die Brandrodungen im tropischen Urwald. Beide dienen dem Schutz vor einer vermeintlichen Übermacht: der räuberischen Reiter des Nordens und der Baumriesen in den Tropen, die den Menschen in ihrem Schatten versklaven und verzwergeren, wenn er nicht gegen sie kämpft. In den letzten dreißig Jahren ist ungefähr die Hälfte des Regenwaldes im Tropengürtel der Erde gerodet oder verbrannt worden. Die Folgen für das ökologische Gleichgewicht kündigen sich an.

An den Grenzen zwischen Wald und Weide kämpfen an vielen Orten der Welt die Erben von Kain und Abel - allerdings sind die Rollen nicht mehr so klar wie in Genesis I. In Brasilien, in Indonesien, in Tasmanien - überall werden Wälder gerodet und für den unersättlichen Papierbedarf der Industriestaaten nach demselben Modell verzehrt, wie es die schwimmenden Fabriken mit den Walen gemacht haben: Vor Ort wird, was groß war, in Chips verwandelt - die Wale in Fischstäbchen, die Baumriesen in Hackschnitzel, die industriell mit Hilfe von Gebläsen transportiert, verschifft, in die Papier- und Zelluloseindustrie eingespeist werden können.

Die höchsten Bäume der Welt wachsen im tasmanischen Regenwald: der Sumpfeukalyptus (*Eucalyptus regnans*) wird bis zu 95 Meter hoch und hat dann an der Wurzel einen Umfang von 15 Metern. Von den vielen hundert Hektar jungfräulichem Wald, die jedes Jahr in Tasmanien geschlagen werden, dient nur ein Zehntel als Bauholz; der Rest wird in zentimeterlange woodchips gehäckselt und nach Japan verschifft, um daraus Papiertüten und Zeitungen zu machen.

Was in Australien gegenwärtig als kunstgerechte Wiederaufforstung gilt, ist der Albtraum des Naturfreundes. Der Wald wird erst kahlgeschlagen - nur so lassen sich die Holzerntemaschinen einsetzen, die in wenigen Minuten riesige Stämme in viele Tonnen Hackschnitzel verwandeln

können. Was nicht verwertet werden kann, wird verbrannt; in die Asche werden Karotten gestreut - zwei Tage lang normale Karotten, die alle Pflanzenfresser anlocken. Am dritten Tag sind die Karotten vergiftet; die Känguruhs und Opossums sterben. Dann werden neue Bäume gesät. Der Staat gibt den Holzverwertern nur dann die Lizenz zum Kahlschlag, wenn sie wieder aufforsten. Um die jungen Eukalyptusbäume zu schützen, ist es am billigsten, die Wildtiere zu vergiften.

Wenn die Erde nackt und schutzlos daliegt, erwacht im Menschen die Sehnsucht nach der Geborgenheit im wuchernden Wald. Aber wenn dieser gegen seine Wohnung drängt und ihr das Licht nimmt, erwacht die Gegenströmung: den Wald zu roden, den Blick zu befreien. Beide Stimmungen spiegeln sich in der Geschichte Europas, und beide greifen auch ein Wechselspiel zwischen dem Ich und dem Es, dem Rationalen und dem Irrationalen auf, das Freud in seinem Vergleich der psychoanalytischen Arbeit mit der Kulturarbeit in der Landschaft angesprochen hat. Freuds Beispiel ist die Zuidersee in Holland, wo dem Meer durch Deiche Land abgerungen wurde; ebenso gut ließe sich aber das Ringen der Rodung mit der Wildnis anführen, in dem Überschaubarkeit und Nutzung gegen das wilde, Unheimliche der Wälder stehen.

Der französische Garten – Musterbeispiel ist das Schloss in Versailles - unterwirft die Landschaft der Geometrie, dem Urbild platonischer Rationalität. Der englische Garten hingegen wurde in einer Epoche entworfen, welche immer noch die unsrige ist: Er will eine Landschaft, in der die Kultur überwiegt aussehen lassen, als sei das gar nicht der Fall. Während in der Ökonomie Mitteleuropas die Wälder aus der Offensive in den Rückzug geraten sind, dürfen sie sich im Reservat des Parks, wie wilde Tiere im Zoo, wieder vermehren. Und wie der Tiergarten-Architekt danach strebt, die Stäbe des Käfigs durch optische Tricks (wie den verborgenen Wassergraben) wegzuzaubern, so ist auch der englische Park dann besonders kunstreich, wenn er ganz natürlich anmutet. Dieser englische Garten ist nun auch eine materielle Metapher der Psychotherapie: Auch hier geht es oft darum, in einer durch Überschätzung von Rationalität und Disziplin einfühlungs- und liebesunfähig gewordene Psyche natürliche Reservate zu erschließen, Gefühlsverbote zu differenzieren, Sexualität und Aggression nicht kahlzuschlagen, bis nur die seelische Wüste bleibt, sondern Natur und Kultur wieder zu versöhnen.

Die hier skizzierte Ambivalenz des Waldes ist eines der schönsten Neben-Themen in Tolkiens großer Trilogie vom Herrn der Ringe. In Mittelerde sind die Wälder immer das Zwischenreich, aus dem Segen und Übel entspringen. Sauron, die Verkörperung des Bösen, nach dem Verlust des herrschenden Rings ohne Gestalt, gewinnt im Dusterwald eine erste Bastion. Später aber siedelt er sich in der baumlosen Wüste von Mordor an, über die der Schicksalsberg aus seinem Krater Rauchwolken speit.

Von Saurons Gegnerinnen beherrscht Galadriel ein bezauberndes Waldreich. Die Elben leben in einer Symbiose mit den Bäumen, sie können mit ihnen sprechen, ihr Wachstum lenken und ihnen jede Düsternis und Grausamkeit nehmen. Galadriels Stadt ist in Bäumen, riesigen Mallorns, auf vielen Plattformen angelegt. Aber es gibt um Lothlorien andere Wälder, in denen sich die archaische Ambivalenz erhalten hat.

Fangorn ist der größte dieser Wälder. Dort leben seit unvordenklichen Zeiten die Ents, bewegliche und doch baumische Wesen, deren Gestalten so unterschiedliche sind wie der Charakter der Bäume. In den Augen der Ents spiegelt sich das Geheimnis des Waldes: "Man hatte das Gefühl, als ob ein gewaltiger Brunnenschacht hinter ihnen lag, angefüllt mit den

Erinnerungen einer unendlich langen Zeit und langem, bedächtigem, beharrlichem Denken; aber auf ihrer Oberfläche schillerte die Gegenwart: wie Sonne, die auf den äusseren Blättern eines riesigen Baumes schimmert, oder wie das Wellengekräusel auf einem sehr tiefen See."

Pippin, der Hobbit, der dem ältesten Ent, Baumbart in die Augen blickt, schildert eine Empfindung "als ob etwas, das im Boden wächst - schlafend, könnte man sagen, oder sich einfach selbst als etwas zwischen Wurzelspitze und Blattspitze, zwischen tiefer Erde und Himmel Empfindendes -, plötzlich erwacht war und einen mit derselben bedächtigen Aufmerksamkeit betrachtete, die es seit endlosen Jahren seinen eigenen inneren Gedanken geschenkt hatte."

Die Bäume und die Ents! Tolkien hält den Leser im Ungewissen, ob manche Bäume schlafende Ents sind, die sozusagen baumisch geworden sind, und Ents erwachte Bäume, die gewissermaßen entisch wurden. Anscheinend findet auch immer noch ein Übergang zwischen beiden Wesensformen statt.

Wenn ein Baum schläft, ist er sozusagen neutral, ohne Arg, weder gut noch böse. Wenn er aber erwacht, dann kann es sich auch erweisen, dass er böse ist, er kann so gefährlich werden wie der Alte Weidenmann, vor allem, wenn kein Ent da ist, der ihn behütet. Ents sind Baumhirten, "Schafe werden wie Schafhirten, und Schafhirten wie Schafe, heisst es, aber langsam, und beide weilen nicht lange auf dieser Welt. Es geht schneller und gründlicher bei Bäumen und Ents, und gemeinsam wandeln sie durch die Zeiten." Viele Ents sind von Bäumen nicht mehr zu unterscheiden, es braucht etwas Grosses, sie aufzurütteln, und sie flüstern nur. Und manche der behüteten Bäume beginnen sich zu bewegen und zu sprechen.

Wie schlafende Tiere bleiben Bäume am Ort, eine ruhige Masse, passiv bewegt, wie doch auch der Wind das Fell des schlafenden Bären zaust. Was aber, wenn ein Baum erwacht, die Augen aufschlägt, um sich blickt, zu verstehen sucht, was um ihn herum geschieht? Es ist einsichtig, dass von diesem Augenblick an der Baum eine Wahl hat: er kann die immensen Kräfte, die ihm seine riesige Grösse schenkt, zum Guten einsetzen oder zum Bösen.

In Tolkiens Visionen über die Geister des Waldes haben durchaus die Reste der archaischen Waldangst überlebt. Die Kräfte der Bäume hängen von ihrem Alter ab, die ältesten sind auch die gefährlichsten - der Alte Weidenmann ist ausdrücklich so charakterisiert, Fangorn (Baumbart) ist der Älteste und Mächtigste unter den Ents, die Herzen der Bäume sind dort dunkel und gefährlich, wo die Täler besonders eng und unzugänglich sind, wohin seit Jahrhunderten Licht und Luft nicht dringen konnten. Überall dort, wo Sonnen- und Sternenlicht eindringen, verliert der Wald seine teuflische Seite; wer nachts im Wald geht, kann das im Unterschied seiner inneren Spannung nachvollziehen: sie ist auf überwachsenen, von den Baumkronen eingeschlossenen Pfaden größer als auf einem breiten Weg oder einer Lichtung. Tolkien braucht die Ents, um einen Tatbestand zu schaffen und die Täter ihrer gerechten Strafe zuzuführen: Baummord, heimtückisches, übelwollendes Niederhacken und Brennen von Bäumen. Die Ents singen Liebes- und Trauerlieder um ihre Bäume. Sie rächen sich an dem von Machtgier verdorbenen Zauberer Saruman, vernichten seine Heere und seine Maschinen, die Gestank und Gift verbreiten. Für die fünfziger Jahren, als Tolkien sein Werk verfasste, waren das unglaublich vorausschauende Bilder.

Gemessen an den langen Zeiten, in denen eine Pflanzengesellschaft wie der Wald entsteht, verändern sich menschliche Gesellschaften sehr schnell. Und da die menschliche Psyche in ihrer Entwicklung auf gesellschaftliche Einflüsse wie Sprache, menschliches Vorbild, Kontakt mit Ritualen, Mythen, Belehrungen angewiesen ist, können wir davon ausgehen, dass sich die Bedeutung des Waldes für das menschliche Unbewusste im Lauf der Geschichte verändert hat, wie ja auch die Vorstellung, dass es etwas wie ein Unbewusstes gibt, eine Entwicklung des vorigen Jahrhunderts ist. Ebenso hat es Wälder lange gegeben, ehe wir anfangen, uns wissenschaftlich mit ihnen zu beschäftigen.

Interessant ist nun, dass die Beschäftigung mit dem Unbewussten in menschliche Ur- und Vorzeiten, in die Welt von Totem und Tabu führt. Wir können etwas pointiert sagen, dass das Unbewusste entdeckt wurde, als die Wissenschaft erfolgreich begonnen hatte, die Welt zu entzaubern und Bereiche technisch beherrschbar zu machen, die bisher unkontrollierbar waren. Parallel dazu können wir feststellen, dass der Urwald für die Menschen, die in ihm leben, gewiss niemals ein Gegenstand der Forschung war.

Das Verständnis vom Wald als etwa besonders Schöner, als Symbol für Waldeinsamkeit, Freischützidylle und Eichendorfflyrik, entstand in der Romantik, als die meisten Wälder schon gerodet waren. Es entstand in den Städten, wo die Naturbegegnung eine Möglichkeit wurde, sich von kleinbürgerlicher Enge zu befreien. Schiller hat in den "Räubern" diesen Zusammenhang von Freiheit und freier Natur zuerst hergestellt; zahlreiche Dichter sind ihm auf diesem Weg gefolgt, erhabene, wie die Romantiker und Adalbert Stifter und triviale, wie Karl May, Felix Salten, der Bambi, und Edgar Rice Burroughs, der den Affenmenschen Tarzan erfand. Alle Waldepen, Waldbilder, Waldmythen, in denen Mensch und Natur verschmelzen, sind an wohlbehüteten städtischen Schreibtischen entstanden.

Der Wald symbolisiert in der Landschaft das Unbewusste, weil er in Mitteleuropa gewissermaßen das "Es" ist, der Zustand, der eintritt, wenn wir mit einem Stück Land nichts machen. Das "Es" wird in der Zivilisation kultiviert, d.h. von anderen seelischen Schichten überformt. Wir bilden ein Ich und ein Über-Ich. Aber das "Es" ist der Ursprung unserer Person, der Mutterschoss. Analog dazu enthält der Wald neben dem Versprechen der Geborgenheit auch die Gefahr, nicht aus ihm herauszukommen, sich zu verirren, in ihm gefangengehalten zu werden.

Im Märchen (etwa "Eisenhans") tritt der Wald als eine Welt auf, in der sich ältere geistige Formen erhalten haben, in der die Magie noch wirksam ist und der man sich nicht nähern darf, ohne eine Verwandlung zu riskieren. Wie alle Urmächte ist auch der Wald beides: bedrohlich und lebensspendend, schöpferisch und tödlich, eine Gefahr für den Unvorsichtigen und eine Lebensquelle für den, der ihn achtet und erkennt.

Man ist versucht, Schopenhauers Stachelschwein-Gleichnis auf die menschliche Beziehung zum Wald zu übertragen. Dieses Gleichnis ist ein wunderschönes Bild über die Probleme, die wir Menschen mit dem Kontakt zu unserergleichen haben. Schopenhauer beschreibt eine Gesellschaft von frierenden Stachelschweinen, die eng aneinanderrücken, um sich gegenseitig zu wärmen. Aber dabei stechen sie sich so schmerzhaft, dass sie wieder auseinanderrücken, worauf sie wieder zu frieren beginnen, bis sie schliesslich eine mittlere Position gefunden haben, die ihnen hilft, beide Unbehaglichkeiten möglichst zu vermeiden und so zu relativer

Behaglichkeit zu finden.

Ähnlich der Wald: wenn wir zu tief in ihn geraten, er uns zu sehr umschließt und wir in seiner Düsternis den Überblick verlieren, treibt es uns aus ihm heraus. Wenn wir dann fern von ihm, ohne Schutz, ohne die grüne Vielfalt leben, zieht es uns wieder hinein. Am Ende schlagen wir unseren Wohnsitz am Waldrand auf, noch im Schutz der Bäume, aber mit einem Blick ins Freie. Und dann lesen wir bei einem kenntnisreichen britischen Biologen mit dem Namen Vernon Reynolds, dass gerade hier, am Waldrand, der entscheidende Schritt zur menschlichen Evolution stattgefunden hat. Hätten wir den Wald nie verlassen, dann wären wir nie zu den geschickten Fussgängern geworden, die in der Spezies Homo herangereift ist.

Die Savanne öffnete den Blick in die Weite und auf die Beute; der Wald spendete Zufluchtsmöglichkeiten und pflanzliche Nahrung. So bildete sich die menschliche Ur-Gesellschaft der Jäger und Sammler am Waldrand.

Reynolds beschreibt die Vormenschen, die am Waldrand siedelten, als vielseitige und intelligente Wesen im Übergangsfeld zwischen Affe und Mensch. Sie konnten auf zwei Beinen schnell laufen und geschickt hangeln, sie waren auf dem Boden zuhause, wo sie Wurzeln ausgruben und Insekten suchten, aber auch in den Baumkronen, wo sie Früchte pflückten. Neugierige Männchen gingen immer weiter in die Savanne und jagten dort nach kleinen Tieren oder trieben mit Stöcken und lautem Gebrüll Raubtiere von ihrer Beute. Daraus entwickelte sich ein kooperatives Verhalten der Männer und schließlich auch die für andere gruppenlebende Primaten ungewöhnliche Paarbindung: Es war günstig für den Nachwuchs, wenn der Mann abends in den Schutz der Bäume zurückkehrte, und eine Frau war der Magnet, die sich an ihn gebunden hatte, wie sie es bisher an ihre Kinder tat.

Die typische Hominidenfamilie im Tier-Mensch-Übergangsfeld war also nicht das tyrannische Männchen im Modell von Darwin und Freud, das alle erreichbaren Weibchen monopolisierte. Es war die um eine Mutter und ihre Nachkommen zentrierte Gruppe, die am Waldrand siedelte. Die Männer zogen hinaus in die Steppe, tauchten ab und zu auf, brachten Beute mit.

In Bruce Chatwins Buch über die australischen Aborigines steht der Satz: Die Zukunft der Menschheit wird asketisch sein, oder sie wird nicht sein. Wer sich mit Lebensformen beschäftigt, die viele Jahrtausende stabil bleiben, kommt zu diesem Ergebnis. Das Modell, das uns selbst nahe liegt, sind nicht die Jäger und Sammler der Altsteinzeit, an die Chatwin seinen Paradiesmythos bindet. Es sind unsere bäuerlichen Ahnen. Vor der Machtübernahme durch die Industrialisierung und dem Einzug der Fremdenergie in die Gehöfte lebten sie nicht anders als viele Generationen vor ihnen. Die Sensen und Sichel, mit denen vor hundert Jahren noch der Bauer hantierte, haben sich in Jahrtausenden kaum verändert.

Wir wissen heute, dass die Ästhetik der Armut, die den modernen Stadtmenschen in den ursprünglich gebliebenen, nicht von Motorkraft veränderten bäuerlichen Landschaften bezaubert, gegenwärtig keine Aussicht hat, sich neben der Industriegesellschaft zu behaupten. Ihre Schönheit beruht auf einer Synthese von schöpferischen Kräften und äußeren Einschränkungen. Wer selbst noch die Schinderei einer nicht motorisierten Landwirtschaft kennen gelernt hat, wird die Industrialisierung in diesem Bereich verstehen, auch wenn er mit vielen ihrer Folgen nicht einverstanden ist und sich mehr Nachdenklichkeit ebenso gewünscht hätte wie bessere Planung.

Ohne den Rahmen der Notwendigkeit, jener Göttin, die im Pantheon der Antike stärker war als Zeus, haben wir es schwer mit der Ökologie. Wir erliegen der Verführung durch die Maschine, welche den menschlichen Atem ins scheinbar Grenzenlose steigert und den trügerischen Wohlstand der gegenwärtig reichen Gesellschaften erzeugen hilft. Trügerisch deshalb, weil es schwer ist, natürliche Begrenzungen (wie den Zwang zur Handarbeit) durch gesellschaftliche Disziplin zu ersetzen. Moralischer Appell und intellektuelle Einsicht sind jedenfalls ohnmächtig, unseren Luxus dort einzuschränken, wo wir ihn durch ökologische Zerstörung erkaufen. Wir müssen uns anderes einfallen lassen, eine ökologische Steuerreform wäre nur ein kleiner, erster Schritt.

Der Wald gewinnt neue Bedeutung, je weiter die technische Zivilisation voranschreitet. Wo es nur Wälder gibt, gibt es auch keine sozusagen persönliche, von einem Empfinden des Kontrasts zwischen "drinnen" und "draussen" geprägte Beziehung zum Wald. Der Wald ist einfach da, er wird als Ressource unbekümmert genutzt, er wird gerodet, alle denken, er sei unverwüstlich, niemand weiß etwas von einem empfindlichen Ökosystem.

Wir in Mitteleuropa haben diesen Raubbau in der Zeit der Glashütten und Erzschnmelzen auch in unseren Wäldern durchlebt. Aber es geschah in einer vorindustriellen Zeit, alles ging langsamer vor sich. So hatten wir ganz andere Möglichkeiten, Konzepte der Nachhaltigkeit zu entwickeln. In den Tropen besteht eher die Gefahr, dass der Raubbau durch die Bevölkerungsexplosion weitergeht, bis es nichts mehr zu plündern gibt und die Erosion den Boden so zerstört, dass er sich nicht mehr regenerieren kann.

Man spricht manchmal von einer besonderen Beziehung des Deutschen zum Wald. Geistiger Pionier dieser Ideologie ist Wilhelm Heinrich Riehl, Autor einer "Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", manchmal als Gründer der Volkskunde angesehen. Unter dem Einfluss Arnolds beschloss Riehl, der nach dem Bestehen des theologischen Kandidatenexamens eigentlich Dorfpfarrer werden wollte, sich als freier Schriftsteller mit der Kulturgeschichte und sozialer Politik zu befassen.

Riehl war ein früher Virtuose der Medien und schon als 19jähriger journalistisch tätig. Er schrieb Zeitungsaufsätze und gab 1848-51 die konservative Nassauische allgemeine Zeitung heraus, während er zugleich mit der musikalischen Leitung des Hoftheaters in Wiesbaden betraut war. Von 1851 bis 1854 arbeitete er in Augsburg als Redakteur der dort ansässigen Allgemeinen Zeitung.

1854 holte König Maximilian II. den 31jährigen an den Münchener Hof, wo er "Oberredakteur für Preßangelegenheiten des kgl. Hauses und des Äußeren" wurde und eine Honorarprofessur an der staatswirtschaftlichen Fakultät erhielt, die 1859 zu einer ordentlichen Professur für Kulturgeschichte und Statistik wurde. Riehls Vorlesungen gehörten zu den meistbesuchten, er wurde geadelt 1885 Direktor des bayerischen Nationalmuseums und Generalkonservator der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns.

Seine Grundthese zum Wald besagt, dass die germanischen Traditionen bei den Deutschen mehr als anderswo leben, weil sie viele Wälder haben, die in ihrem Land für körperliche wie seelische Kräftigung sorgen, während in England und Frankreich durch frühe Rodung und reine Feldwirtschaft das Volk verweichlichte.

Riehl gilt als einer der Wegbereiter des Naturschutzes. So fordert er 1857 das "Recht der Wildnis" neben dem "Recht des Ackers": "Jahrhunderte lang war es eine Sache des Fortschrittes, das Recht des Feldes einseitig zu vertreten; jetzt ist es dagegen auch eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildnis zu vertreten neben dem Recht des Ackerlandes. Und wenn sich der Volkswirth noch so sehr sträubt und empört wider diese Tatsache, so muß der volksforschende Social-Politiker trotzdem beharren und kämpfen auch für das Recht der Wildnis".

In einem zur Nazizeit erarbeiteten Sammelwerk über den deutschen Wald steht schon wieder oder immer noch, dass alle anderen Völker, ob primitiv oder zivilisiert, ihr Verhältnis zum Wald auf Nützlichkeitsabwägungen gründen, während der Deutsche - ich zitierte den Autor Ehm Welk - eine ihm selbst unerklärliche, tiefe Liebe zum Wald verspürt. Der NS-Autor erklärt diese Liebe dann so: "Von den Vätern fließt aus grauer Vorzeit ein einziger Strom naturverbundenen Volkstums, unbewusst den meisten von uns, riesengroß aber in seiner Bedeutung, und der Atem der Ewigkeit zieht mit diesem Strom: von den Tagen des erwachten Menschenbewusstseins im Wald über Zeiten einer kraftvollen Volkwerdung bis zu den Sonntagsausflügen der Großstädter, und zieht darüber hinaus in die Unvergänglichkeit." Hier ist immer noch Riehls These, schwülstiger als bei diesem, dass im Wald die Verjüngungskraft eines Volkes liegt und die Deutschen nur dadurch vernichtet werden können, dass man ihnen die Wälder nimmt.

Die Ironie, mit der manche europäische Nachbarn das deutsche Entsetzen über das "Waldsterben" aufgenommen haben, - le Waldsterben wurde in Frankreich ein gängiges Fremdwort - ist hoffentlich das letzte Überbleibsel dieser Zeit. In neueren Untersuchungen und Beobachtungen hat sich die bewusste Einstellung zum Wald in Europa überall angenähert. Eine Mehrheit der Europäer will einen schönen, zugänglichen, artenreichen Wald; sie lehnt öde Altersklassenforste und Monokulturen ab.

Auf einem anderen Blatt steht, ob eine Mehrheit der Bevölkerung auch bereit ist, Konsequenzen zu ziehen und für Schönheit, Artenvielfalt, reine Luft und sauberes Wasser den Preis zu zahlen, den diese Güter nun einmal kosten. Mein letzter Gedanke weist auf einen Teil der seelischen Bedeutung des Waldes hin, die wir nicht übersehen dürfen. Der Wald ist, um es etwas überpointiert zu sagen, auch ein Psychotherapeut, ein wichtiger Teil unserer seelischen Hygiene, eine Möglichkeit, Belastungen auszugleichen, die zu Depressionen führen, wenn wir keine solchen Kompensationsmöglichkeiten finden.

Leichte Depressionen können ausgeglichen werden können, wenn Menschen die Möglichkeit haben, sich vor solchen Belastungen in eine Art Kokon aus Grün zurückzuziehen und sich in ihn einzuspinnen, bis sich ihre Kräfte regeneriert haben. Schwere Störungen hingegen führen oft dazu, dass ein Aufenthalt im Wald als bedrohlich erlebt wird; er kann dann Ängste nicht mehr lindern, sondern verstärkt sie. Wie wichtig allein der Blick ins Grüne für den Menschen ist, zeigt eine Untersuchung an der Universität von Pennsylvanien: Dort wurden Patienten verglichen, die eine chirurgische Operation auskurieren mussten. Die unter ihnen, welche in Zimmern mit einem schönen Blick auf den Krankenhauspark lagen, genasen nicht nur schneller, sie waren auch freundlicher zum Pflegepersonal.

Zu den ältesten Modellen über den Aufbau des menschlichen Nervensystems gehört die

Konzeption einer pflanzlichen (vegetativen) und tierischen (animalischen) Schicht unter dem menschlichen Geist. Dieses Modell konzipiert eine Einheit des Lebens, wie sie auch in den magischen Mythen vom Erwachen der Bäume steckt.

Tatsächlich ist jeder Psychotherapeut erleichtert, wenn ihm schwer traumatisierte, in ihren Liebesbeziehungen scheiternde Menschen erzählen, sie seien stolz auf ihre grünenden Pflanzen, ihren Garten, auf eine Katze, einen Vogel, einen Hund. Denn wer eine Pflanze oder ein Tier in sein Herz geschlossen hat, wer es auf sich nimmt, für sie zu sorgen und - ganz ohne Esoterik - handelnd mit ihnen in Austausch zu treten, der ist vor den ärgsten seelischen Katastrophen geschützt.

Er wird nicht so leicht ins Bodenlose stürzen, sich selbst oder andere verletzen, wenn ihn Zorn und Dunkelheit überfallen. Wer hingegen Pflanzen langweilig und Tiere seines Interesses unwürdig findet, wer Alles auf seine Geltung und Durchsetzung auf der hohen Ebene unter den Menschen setzt, dem bleibt im Scheitern wenig, was zwischen ihm und der Selbstschädigung steht.

Wenn durch die Zeugung der Keim zu einem Kind entsteht, ist der Beginn dieses Lebens vegetativ, stummes, ortsgebundenes Wachstum, stummes Scheitern, wenn der Entwicklungsprozess gestört ist. Erst wenn die ersten Gefahren überwunden sind, beginnt der wachsende Embryo, sich zu bewegen, sein Herz schlägt, seine Glieder zappeln. Diese animalische Phase beginnt noch im Uterus und vollendet sich in dem erste Schrei, dem viele weitere folgen werden, ehe das Kind wieder lernt, still zu sein. Das Animalische bleibt erhalten, so lange wir uns bewegen, es schlummert im zivilisierten Menschen und tritt im Jähzorn an die Oberfläche, in der blinden Wut des Amokläufers, in der Schlägerei des Hooligan. In der germanischen Mythologie standen die Berserker und Werwölfe für dieses Animalische, todesmutige Kämpfer, die sich unverwundbar glaubten, weil sie die Natur jener Raubtieren ins sich spürten, deren Felle sie trugen.

Gegen Ende unseres Lebens kehren manche von uns in das vegetative Stadium zurück: sie verlieren die Erinnerung, die Sprache, die Fähigkeit, sich zu bewegen und leben doch weiter, ihre Haare und Nägel wachsen, sie essen und scheiden aus, so können sie lange Zeit im Dämmer Schlaf leben, auf einem vegetativen Stadium, ohne die Kraft des Animalischen und den Geist des Menschen. Sie vegetieren, was in der Regel verächtlich klingt, aber - genau betrachtet - nur das Unverständnis und den Dünkel unseres Geistes gegenüber dem Leben der Pflanzen ausdrückt.